

Predigt über Jesaja 1,10–18

Hört des HERRN Wort, ihr Spitzen von Sodom, lauscht die Weisung unseres Gottes, Volk von Gomorra: Wozu mir die Menge eurer Opfer?, spricht der HERR, ich bin satt der Brandopfer von Widdern, des Fetts von Mastkälbern, Blut von Stieren, Lämmern, Böcken – ich habe keine Lust. Dass ihr kommt, vor meinem Antlitze euch sehen zu lassen, wer fordert das von euch, dass ihr meine Höfe zerstampft? Hört auf, mir nichtige Opfer zu bringen, sie sind mir ein Rauch des Gräuels. Neumondsfeier und Sabbat, Ausrufen von Zusammenkünften – ich mag´s nicht: Frevel und Fest. Eure Monatsfeiern, eure Treffen hasst meine Seele, sie sind mir eine Last, ich bin müde, sie zu tragen. Und streckt ihr eure Handflächen aus, ich verhülle meine Augen vor euch, und betet ihr auch jede Menge, ich kann´s nicht mehr hören, denn eure Hände sind voll Blut. Wascht euch, reinigt euch, tut euer böses Handeln aus meinen Augen, lasst das Böse, lernt, Gutes zu tun, sucht das Recht, haltet den Unterdrücker in Schranken, rechet für die Waise, prozessiert für die Witwe! Kommt nun, lasst uns miteinander rechten, spricht der HERR. Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, sie werden weiß wie Schnee. Wenn sie rot sind wie Karmesin, sie werden wie Wolle.

Wir hören die Stimme eines Erschöpften; der Gott Israels ist am Ende seiner Kräfte: ich bin´s, müde, hören wir ihn sagen, ich hab es satt. Ich habe keine Lust. Ich mag´s nicht. Meine Seele hasst, es ist mir eine Last, ich kann´s nicht mehr hören, es ist mir ein Gräuel, ich kann´s nicht mehr ertragen. Es ist erschütternd und es ist beunruhigend, solche Töne von Gott zu hören, denn wir waren uns doch ganz sicher: hier sind die starken Kräfte, die unerschöpfte Macht; haben einander getröstet: siehe, der Hüter Israels schläft und schlummert nicht; singen, wiederum mit Paul Gerhardt: und wo wir schwach sind, da gib du uns Stärke. Und nun hören wir deutlich: er ist selbst schwach, mag nicht mehr, kann nicht mehr. Während es in Pandemiezeiten ohnehin schwierig ist mit unseren Versammlungen, wir uns darum erstrecht freuen, wenn manchmal nicht nur wenige, sondern viele Menschen an unseren Gottesdiensten teilnehmen; uns dann darin bestätigt fühlen, dass am Evangelium was dran ist, dass es eine Kraft der Befreiung ist, hören wir nun den Gastgeber selbst sarkastisch stöhnen: wer hat denn von euch gefordert, dass ihr meine Höfe zerstampft? Und wir hören deutlich heraus: da geht es nicht um seine Höfe, sondern um seine Nerven, auf denen herumgetrampelt wird.

Jesaja hat sich dieses Seufzen und Stöhnen Gottes zu Herzen genommen. Wenige Kapitel später ruft er dem König und seinem Haus empört und seinerseits sarkastisch zu: Hört doch, ihr vom Haus Davids! Ist es euch nicht genug, Menschen zu ermüden? Müsst ihr auch noch meinen Gott ermüden? Es ist derselbe Ton, es ist auch derselbe Inhalt. Gott hatte damals dem König sagen lassen, er solle sich von ihm ein Zeichen erbitten – ein Zeichen, das zeigt, dass Gott mit ihm ist und mit seinem Volk. Ach nein, hatte der König allzu fromm, allzu demütig abgewehrt: ich will, ich soll Gott doch nicht versuchen, nicht prüfen. Wir leben doch im Glauben, nicht im Schauen. Daraufhin hatte Jesaja ihm vorgeworfen, nicht nur Menschen, sondern auch Gott zu ermüden, und das zeigt uns, was hinter der Müdigkeit Gottes in unserem Text steckt: eine kirchliche Neigung zu Glaubenssätzen, die irgendwie immer richtig sind, darum nie so richtig richtig, jedenfalls nicht hilfreich; Sätze, die nichts riskieren; folgenlose, wirkungslose, hilflose Rechtgläubigkeit. Einige meiner Kollegen haben mir in diesen Monaten ganz erleichtert versichert, diese Pandemie bedeute doch theologisch nichts Neues – wir müssen weiter das sagen, das weitersagen, was wir immer schon gesagt haben. Das, sagt Jesaja, das ermüdet Gott und die Menschen. Und in der Tat: Gott klingt hier wie die vielen Menschen, die die kirchliche Sprache nicht mehr hören können und die kirchliche Atmosphäre nicht mehr riechen; die den kirchlichen Betrieb nicht mehr ertragen; denen die Kirche nicht nur auf die Nerven geht, sondern in jeder

Hinsicht auf den Geist. Und – es fällt uns nicht ganz leicht, das zuzugeben, uns einzugestehen, aber: wir können das verstehen, mitfühlen, nachfühlen. Auch wir haben nicht an allen Sonntagmorgen den Eindruck, dass des Herren Wort frisch und neu ist.

Nun hören wir diese gereizte Klage Gottes in einer Zeit, in der wir, in der viele Menschen selbst müde werden – pandemiemüde. Im Frühjahr war der plötzliche Ausnahmezustand noch was Aufregendes, wurde zum Experimentierfeld, auch wenn es auch da schon Sorgen gab um die Einsamen und zuvor schon Selbstmordgefährdeten; um Eltern und Kinder in kleinen Wohnungen, in denen zudem die Eltern noch arbeiten sollten; um Menschen ohne Wohnung; um wirtschaftliche Existenzen; vor allem um die Kranken, die einsam Sterbenden. Doch viele Pfarrer und Pfarrerinnen schwärmten davon, mit den neu entdeckten Möglichkeiten des Internets auf einmal viel mehr Menschen zu erreichen als zuvor in ihren nicht immer brechend vollen Kirchen. Außerdem war es Frühling, wurde Sommer, heller. Doch wir haben auch da gemerkt, was uns fehlt; dass es für den Menschen nicht gut ist, allein zu sein; dass es nicht nur ein Bild, jedenfalls kein zufällig gewähltes Bild ist, wenn einerseits vom Abendmahlsbrot, andererseits von der Gemeinde als Leib Christi gesprochen wird; dass wir leiblich bedürftige und verletzte Wesen sind. Und nun werden die Tage kürzer und kühler, die Infektionszahlen steigen und die Hoffnung schwindet, dass das in wenigen Wochen anders wird.

Und da hören wir auch noch Gottes Klage, hören von seiner Müdigkeit. Wir sind erschüttert, möchten ihm beistehen, wie wir das auch bei müden und verdüsterten Menschen zu tun versuchen, würden ihm wohl auch im eigenen Interesse am liebsten zurufen: Gib nicht auf! Gib uns nicht auf!, vielleicht auch noch ein kräftiges: Wir schaffen das – aber wir sehen ein, dass das nicht geht. Zumal er uns die Schuld gibt an seiner Lage, an seinem Zustand: er redet uns an als Sodomiten, als Gomorra-Leute, was biblisch heißt: als Gewalttäter, als Terroristen; er entdeckt Blut an unseren Händen, ruft – und das klingt ganz aktuell: Hände waschen!

Und er gibt selbst Hinweise, was zu tun ist: nicht mehr nur Deutungen liefern, Lebensdeutung, Weltdeutung, nicht Sinn produzieren für sinnlose Zustände, sondern die Welt ändern: Unterdrücker bekämpfen – Unterdrückten, Armen, Rechtlosen zum Recht verhelfen. Und vor allem und in dem allen: lernen. Es gibt ja in evangelischen Kirchen keinen Weihrauch – aber jede Menge Selbstbeweihräucherung: wir sind die Guten, wir tun Gutes. Wenn man uns nur machen ließe, wenigstens auf uns hörte – wie schön könnte die Welt sein! Doch Gutes tun – das muss gelernt sein; es liegt nicht einfach auf der Hand, jedenfalls nicht immer, was das Gute ist; was gerade jetzt getan werden muss. Ehe die Kirche andere lehrt, muss sie selbst sich hinsetzen und lernen, lernen, lernen – nicht nur Tora, Bibel, das freilich auch, sondern auch Politik, Wirtschaft, Gesellschaft. Die Kirche als Lerngemeinschaft – freilich ist auch das in Pandemiezeiten nicht leicht zu verwirklichen.

Am letzten Sonntag wurde in dieser Kirche daran erinnert, dass hier vor genau 89 Jahren Dietrich Bonhoeffer ordiniert wurde. Jahre später schrieb er im Tegeler Zuchthaus, enttäuscht von seiner Kirche, geradezu entsetzt: „In den überlieferten Worten und Handlungen ahnen wir etwas ganz Neues und Umwälzendes, ohne es noch fassen zu können. Das ist unsere eigene Schuld. Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein. Darum müssen die früheren Wort kraftlos werden und verstummen, und unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und Tun des Gerechten. Alles Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums muss neugeboren werden aus diesem Beten und aus diesem Tun. Die Umschmelzung ist noch nicht zu Ende, und jeder Versuch, ihr (der Kirche) vorzeitig zu neuer organisatorischer Machtentfaltung zu verhelfen, wir nur eine Verzögerung ihrer Umkehr und Läuterung sein. Es ist nicht unsere Sache, den

Tag vorauszusagen – aber der Tag wird kommen –, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend.“ Man kann nicht sagen, dass unsere Kirche diesen Buß- und Bet-Ruf beherzigt hat.

Bonhoeffer hat sich in der Haft auch als Lyriker versucht, und eins seiner Gedichte geht so:
Menschen gehen zu Gott in ihrer Not,
flehen um Hilfe, bitten um Glück und Brot,
um Errettung aus Krankheit, Schuld und Tod.
So tun sie alle, alle, Christen und Heiden.

Menschen gehen zu Gott in Seiner Not,
finden ihn arm, geschmäht, ohne Obdach und Brot,
sehn ihn verschlungen von Sünde, Schwachheit und Tod.
Christen stehen bei Gott in seinem Leiden.

Gott geht zu allen Menschen in ihrer Not,
sättigt Leib und Seele mit Seinem Brot,
stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod,
und vergibt ihnen beiden.

Amen.